



Nachdruck verboten.

Alles für ihn!

Von Hermann Heiberg.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
 Ich wollt' gehn die ganze Welt zu Ende,
 Und wollt' sehn, ob ich die Liebe fände,
 Um liebevoll die Liebe zu umfassen.
 Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
 Vor jeder Thüre streckt ich aus die Hände,
 Und bettelte um g'ringe Liebespende,
 Doch lachend gab man mir nur kaltes Gassen.
 Und immer irrete ich nach Liebe, immer
 Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
 Und lehrte nun nach Hause, krank und trübe.
 Doch, da bist du entgegen mir gekommen,
 Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen
 Das war die süße, langgesuchte Liebe.
 Heinrich Heine.

Es war ein sturmdurchwehter Winter, als der Knabe geboren ward. Millionen von weißen Vögeln rasten aus der Höhe herab, im Fallen packte sie die furchtbare Gewalt, stob sie in flüchtige Atome aus einander, und was dennoch von den Himmelsflocken zu Boden fiel, griff erbarmungslos die Kälte an und umklammerte es mit ihrem eisigen Atem.

Der Sturm sauste um die Giebel der Häuser, riß an den Dachpfannen und schleuderte sie auf die Pflanzen, Zäune und Höfe. Überall klappernde Thüren, polternde Luken, freischende Wetterfahnen, Stöhnen und Schreien in den toten Dingen und ein mit Angst vermischtes Aufzucken lebendiger Geschöpfe.

Aber die Frau hörte von alledem nichts. Das kleine Geschöpf, das sie geboren, hatte zwei helle Sonnen in seinem Gesichtchen, die schienen ihr; aus ihnen blühte ihr ein warmes Licht entgegen. Ob's draußen stürmte, ob die Kälte Seen und Flüsse in Krystall verwandelte, die Wälder erstarren machte, die Wände und Mauern, Häuser und Zimmer durchreiste — sie sah's nicht, sie hörte es nicht einmal. Aber der leiseste Aufschrei des kleinen Geschöpfes traf ihr Ohr im tiefsten Schlaf, und wenn es schlummerte und die Unschuld das rote, gesunde Gesichtchen umspielte, wie der Heiligenschein ein Muttergottesbild, schien der Besitz dieses Kindes ein so unfaßbar großes Geschenk, daß die übrige Welt ihr als etwas Nebenächliches galt.

Ich durste als Nachbarstünd nach Wochen einmal an die Wiege treten und das Neugeborene ansehen.

„Geh leise, Konrad!“ sagte die Frau und schritt voran. Nun schlug sie die weiße Gardine zurück und ließ mich schauen. Ich konnt's nicht lassen! Wie ich jede Schachtel auf ihren Inhalt untersuchen mußte, wenn sie mir in die Hand geriet, jede Uhr öffnete und jeden Gegenstand mit meinen Fingern berührte, so mußte ich dem kleinen schlafenden, seinen warmen Körperduft ausstrahlenden Kinde einen Kuß auf die Stirn drücken.

Die Frau lächelte, aber ihre Gedanken waren nicht bei mir, sie waren bei dem Knaben in der Wiege. Nun hieß sie mich gehen. Ich gehorchte, und im Vorübergehen faßte mein Auge die Dinge, die meine Neugierde so oft gereizt hatten: die alte, englische Uhr mit dem helltönenden Schläge, den Dfenschirm mit der Genoveva in Perlenstickerei und den großen schönen Kupferstich mit einem sterbenden Helden im Vordergrund.

„Nun, gefällt dir der kleine Erwin?“ fragte sie mich eingehend, als ich eben die Treppe hinabsteigen wollte.

Auch ein Urteil aus Kindermunde wollte sie! Jeder mußte ihren Schatz besonders loben. — Alles zieht an meinem Geist vorüber, was ich erlebte mit diesem meinem späteren, wenn auch jüngeren Spielkameraden: die Taufe, das erste lallende Wort, der erste Gehversuch, die erste ernstliche Krankheit, der erste Schulgang, die Erfolge dort, kurz das Werden, Wachsen und Gedeihen von Erwin Lohm.

Und es blieb in dem Herzen der Frau, wie es gewesen war am Tage seiner Geburt. All ihr Fühlen, Denken und Trachten blieb auf diesen ihren Sohn gerichtet. Selbst als ihr Mann, den sie sehr geliebt hatte, starb, überwand sie diesen Schmerz verhältnismäßig bald, weil sie ja ihren Knaben hatte.

Bisweilen wurden ihr Dinge zugetragen, die ihr hätten zu denken geben sollen. Erwin riß lebenden Matäfern die Beine aus; er fand Gefallen daran, seinen Mitschülern hinterwärts ein Bein zu stellen, sie die Schultreppe hinabzustößen und boshaft zu necken. Einem Hunde schlug er im Vorübergehen einmal mit einer Peitsche ein Auge aus und Hühner- und Entenjagen betrieb er mit wahrer Leidenschaft.

Bisweilen legte er ein sorgfältig eingeschlagenes Packet auf die Straße, das einen toten, schon in Verwesung übergegangenen Vogel oder sonstigen häßlichen Unrat enthielt, und kam nicht aus dem Lachen heraus, wenn der Finder es beim Öffnen angewidert von sich warf. Oder er befestigte ein Geldstück an



Kolonial-Politik.

Holzchnitt nach einer Originalzeichnung von G. Nestel.

einer Angelrute mit dünnem Faden, und legte dieses möglichst sichtbar auf den Bürgersteig. Wollte nun jemand den Fund aufheben, schnellte er die Angel empor und sein böshaftes Lachen begleitete die Enttäuſchung.

Aber er war ja noch ein Kind! Die Frau mahnte wohl, aber verzeh raffisch. Er log und sie glaubte ihm, sie glaubte ihm, selbst wenn die Thatfachen gegen ihn sprachen.

Schon im zwölften Jahre war der Ton, den er gegen seine Mutter anschlug, brutal. Ich war einst zugegen, wie er schalt, mit den Füßen stampfte und sie sogar zurückstieß. „Nichts willst du mir erlauben! Nein, laß mich, oder ich laufe fort!“

Er schlug mit den Thüren in seinem Zorn; sein Arbeitszimmer schloß er hinter sich ab und öffnete nicht, so sehr sie bat oder gebieterisch Gehorjam verlangte.

Zimmer war er im Streit mit seinen Mitschülern, aber nie war er der Schuldige. Er kam nach Hause, warf sein Mägel auf den Sopha und lief brüllend in die Küche. Hier erhob er seine lauten Anschuldigungen, und während er seine Wut ausließ, öffnete er die Kochtöpfe, und in rasch wechselnder Stimmung belobte er sie wegen eines Lieblingsgerichtes, oder machte ihr Vorwürfe, weil sie etwas zubereitet hatte, was er eben nicht liebte. Ob sie, seine Mutter, das Verlangen darnach hatte, ob sie überhaupt einen Wunsch bejahte, fortgehen oder im Hause bleiben wollte, ob sie sich unwohl fühlte, oder schwermütige Gedanken hatte, dafür hatte der Knabe keinen Blick, kein Ohr und keine Empfindung. Sie war, ohne es selbst zu wissen, seine Sklavin, und er war der Herr und ein unerträglich launenhafter, ungerechter Herr!

Seine Begabung war groß. Trotz seiner Streiche, trotz seiner Faulheit kam er vorwärts. Wenn er mit dem rot-haarigen Kopf und den häßlichen gelbgrünen Augen über den Büchern saß, schien ihm vermittelst eines besonderen sechsten Sinnes alles gleich offenbar zu werden. Den Geist der Sache nahm er in sich auf. Was ihm später bei dem Vortrag fehlte, ergänzte er aus einem gewissen Ahnungsvermögen oder ersetzte es durch Phantasie.

Und an diesen seinen Gaben labte sich das Herz der Frau. Ihr Erwin war ein besonderer, ungewöhnlicher Knabe! Wenn die Frau ihrer Bekanntschaft von ihm erzählte, sah sie auf den Gesichtern das: Aber! Aber! Sie jedoch kam dem tadelnden Wort mit Eifer zuvor.

„Sie glauben nicht, wie gut er ist, trotz seiner Festigkeit und seines Übermutes.“

Indem sie ihn anderen lobte, betäubte sie sich selbst. Sie sparte für ihn, sie saß in langen Nächten über seinen Kleidern und bestellte sie aus, schrieb Briefe an Verwandte und Gönner, besuchte die Lehrer und wußte durch ihren persönlichen Einfluß den Unmut gegen ihn zu mildern, seine Vorzüge in ein besonderes Licht zu stellen. Instinkt oder Klugheit ließen sie nie einen seiner Fehler, ein Unrecht einräumen. Immer waren es die Umstände, stets ward er durch irgend einen widrigen Zwischenfall entschuldigt. Bald war es sein krankhaft reizbares Wesen, bald eine Familienangelegenheit, die ihn seine Pflicht hatten verabsäumen lassen.

Sehr häufig wechselte die Frau ihre Mädchen. Keine der Dienenden vermochte es im Hause auszuhalten. Entweder behandelte sie Erwin, wie man einem Hunde begegnet, oder er erlaubte sich Ungebürlichkeiten. Einigemal erzählte sie meiner Mutter, daß sie von ihren Mädchen bestohlen sei, aber niemals war bei dem Diebstahl diesen etwas nachzuweisen. Indessen — wer konnte es sonst entwendet haben?

„Ich gehe, Madame!“ rief einst in meiner Gegenwart eine Magd. „Aber ich will's Ihnen doch noch einmal sagen: der Herr Erwin weiß sehr gut, wie man Schubladen öffnet. Ich hab' ihn neulich bei Ihrem Schreibtisch gesehen. Und Sie glauben, er ist abends im Bett? O, nein! Um Mitternacht kommt er nach Hause. Er geht durch's Gartenfenster ins Wirtshaus und vorigen Sonnabend kam er so betrunken nach Hause, daß er —“

„Du lägst, böshafte Person! Augenblicklich schweige! Hinans!“ rief die Frau.

Aber als jene gegangen, ließ sie sich in ihren Stuhl am Fenster niedergleiten und saß dort lange — lange einem steinernen Bilde gleich.

Und dann kam Erwins Abgang von der Schule und die Vorbereitung für die Universität. Damals erzählte man sich in der Stadt allerlei böse Geschichten von ihm. Er sollte unter anderem einem Schänkmädchen das Jawort gegeben, ihr ihre Ersparnisse abgeschwindelt und sie dann, alles leugnend, von sich gestoßen haben. Die Mutter aber hätte das Letzte zusammengegrasst, die Betrogene zu entschädigen.

Wir sahen uns später auf der Universität wieder. Ich war schon in der Vorbereitung für mein Staatsexamen und hatte den Geschmack an den lebenswürdigen Thorheiten, die das Studentenleben mit sich führt, lange abgestreift. Unsere Begegnung fand um die Nachmittagsstunde in meiner Wohnung statt, und noch heute — nach so langen Jahren — ist mir auch das Geringste noch aus dieser Begegnung im Gedächtnis geblieben.

„Moi-jen, Konrad!“ ließ sich eine Stimme in sehr vertraulichem Tone vernehmen, und die Thür ward hinter mir ebenso rasch geöffnet, wie mein „Herein“ erklingen war. Ich wandte den Kopf und erblickte mich.

„Ah, du, Erwin? Endlich einmal! Nun, wie geht's? Nimm Platz.“

„Ne, danke. Ich wollte bloß mal guten Tag sagen. Ich muß gleich wieder gehen!“

„Nimm wenigstens eine Cigarre!“

Er nickte, griff ohne Dank in die ihm dargebotene Kiste und entzündete die neue an dem brennenden Rest einer anderen, mit der er ins Zimmer getreten war.

„Nun, was geht's? Hast du gute Nachrichten von deiner Mutter?“

„Ja, die Alte ist soweit ganz fidel. Aber gerade deswegen komme ich. Weißt du, ich bin sehr in Verlegenheit. Und die Alte schrieb schon früher, wenn's mal hapern sollte, möchte ich mich an dich wenden. Kannst du mir zehn Thaler leihen, Konrad? Kriegt sie auf Ehrenwort am Ersten wieder.“

Ich hatte schon gewußt, daß die Sache so verlaufen werde, griff in die Tasche, überreichte ihm die Hälfte des Geforderten und sagte: „Das Ehrenwort gebe ich dir zurück.“

„Wie so?“ fragte er und sah mich mit seinem von Sommer-sprossen bedeckten unsympathischen Gesicht an.

„Weil ich dich nicht in die Lage bringen will, es möglicherweise nicht innehalten zu können.“

Erwin sah in die Hand, bemerkte jetzt erst, daß ich ihm nur fünf Thaler gegeben hatte, und sagte, ein empfindliches Wort verschluckend: „Es sind bloß fünf, du — —!“

„Ja wohl! Ich gebe immer nur die Hälfte. Es geht auch mit dieser! Und ich stehe mich besser dabei, weil ich sonst das Doppelte verlieren. Natürlich sind die Anwesenden stets ausgeschloffen. Ich sprach nur so aus meinen sonstigen Erfahrungen!“

„Donnerwetter, das ist fatal!“ stieß Erwin heraus und kratzte den roten Kopf. „Fünf Thaler habe ich heute auf Wort versprochen. Und bis zum Ersten sind noch acht Tage. Ich sitze ganz auf dem Trocknen. Ist es nicht möglich...“

„Nein, Erwin! Ich gab dir sogar mehr, als ich eigentlich entbehren kann.“

„Gieb mir wenigstens noch ein paar Thaler, dann schlag ich mich durch.“

„Ich sagte dir ja eben, daß ich mich selbst schon mit dieser Summe in Verlegenheit setze.“

„Ah, du! Du hast ja Geld wie Heu. Und du kannst dir ja leicht was pumpen!“

„Ich pumpe niemals!“

„Ich sah, wie er sich über mein „Philistertum“ erbofte. Am liebsten hätte er mir das Geld vor die Füße geworfen. Er hatte nichts, aber den Grandseigneur mußte er immer spielen, und empfindlich war er bis zum äußersten, wenn seine Eitelkeit, sein Hochmut verletzt wurden.“

Aber weil nun ein verächtlicher Zug seine Mundwinkel umspielte, weil er mir meine Bereitwilligkeit mit einem brutalen „Von oben herab“ lohnte das mich verletzte, zog auch ich eine neue Seite auf.

„Ich möchte sogar gerne sicher sein, daß ich das Geld am Ersten wirklich wiederhabe,“ hub ich an.

„Na, ich denke, du sagtest vorhin, es käme nicht darauf an,“ erwiderte Erwin plump und knipfte die Asche der Cigarre auf die Erde. In diesen zehn Minuten hatte er sie fast schon zu Ende geraucht. Er paffte ungebürlich und ohne Rücksicht, daß er sich in eines Fremden Zimmer befand.

„Das habe ich nicht gesagt. Ich gab dir nur die ehren-wortliche Versicherung zurück.“

„Na ja, gut! Es ist ja am Ende auch nicht der Mühe wert, wegen ein paar Thaler so viel Wesen zu machen.“ Er sprach die Worte in einem leichtfertigen und gereizten Tone und erhob sich.

„Die paar Thaler müssen dir doch sehr von Wert gewesen sein, lieber Erwin. Um ihretwillen hast du dich erst jetzt — nach einem halben Jahre — besonnen, daß ich überhaupt auf der Welt bin.“

Ein widerwärtiger Zug flog über meines einstigen Schulkameraden Gesicht.

„Na ja! Na ja! Na ja!“ bestätigte er ungezogen, erhob sich, griff nach seinem Hut und guckte auf meine Arbeit. „Du ochst ja wohl gräßlich drauf los! Mensch, du hast doch gar nichts von deinem Leben!“

„Ich nichts vom Leben? Wie so?“

„Na, ich meine man! Adjes! Grüß zu Haus.“ Und dann ging er.

Natürlich ließ er sich am Ersten nicht bei mir sehen. Ich überlegte, ob ich ihn mahnen sollte, aber ich unterließ es. Wirklich hatte er nicht viel, und kleine Schulden machte jeder Student einmal! Aber ein wenig Ärger über das „Wie“ blieb in mir zurück, den ich vergeblich zu dämpfen suchte. Er war überhaupt erst zu mir gekommen, als er mich gebrauchte, und nun äußerte er nicht einmal eine Entschuldigung wegen der Versäumnis.

Wenn ich meine Heimat wieder besuchte, unterließ ich nie, bei seiner Mutter, der Frau Kanzeleirat Vohn, vorzusprechen. Sie war nicht jung mehr; Erwin war ihr erst in späteren Lebensjahren geboren. Ich fand sie aber bei jeder neuen Begegnung auffallend gealtert und in ihrer Umgebung sah es recht dürftig aus.

Wenn ich die Rede auf Erwin brachte, wußte sie immer nur Gutes zu berichten, aber ich sah, fühlte und wußte, daß nur Stolz und Scham sie zurückhielten, die Wirklichkeit zu gestehen. Und sie hatte in der That keine Ursache zum Trohsinn; er war Spieler und Trinker geworden und verkam immer mehr.

Er schrieb ihr nur, wenn er Geld brauchte, und wenn sie es nicht sandte, drohte er, Deutschland zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Die Frau schlief vor Kummer ganze Nächte nicht und jeden Monat schlich sie verdeckt ins Verlagsamt, um einen Gegenstand nach dem andern zu beleihen und endlich verfallen zu lassen. Wovon sie selbst die nächste Zeit leben sollte, wußte sie dann nicht einmal. Vergeblich suchte ich bei meinem letzten Besuch nach dem schönen Familienerbstück: der alten englischen Uhr; auch die mußte schon verkauft sein.

Sie aß trodenes Brot und trank Wasser um — ihn! Was sie sich einmal von meiner Mutter in furchtbarster Bedrängnis holte, nahm er ihr, wie wir erfahren, gleich wieder ab und er verthat — mir ward zufällig die Kunde — jenes Geld in der schlechtesten Gesellschaft an einem Abend.

Die Frau starb einen langsamen Tod aus Gram, aus Not, aus Hunger. Aber nie kam ein tadelndes Wort gegen Erwin über ihre Lippen.

Mütter! Göttliche Dulderinnen! Wo sind die Kränze, eure Stirn zu umflechten!

Altmächtig bildete sich in der Stadt ohne ihr Zutun ein kleiner Wohlthätigkeits-Verein. Meine Mutter, die alles wußte, hatte die Anregung dazu gegeben, und sie sandte ihr jede Woche eine Summe Geld. Immer stand dabei: „Für Sie von Freunden!“ und das „Sie“ war unterstrichen.

Zweimal wies sie nach der ersten Sendung die Briefe mit dem Inhalte zurück, ihr Inneres bäumte sich dagegen auf, durch Annahme desselben die schlechte Meinung über ihren Sohn stillschweigend zu bestätigen. Aber die eigene verzweifelte Not und Erwins Mahnbrieſe waren doch zuletzt stärker als ihr stolzer liebender Sinn.

Als meine Mutter — immer aus dem Verborgenen — wieder Geld, neues dem Verschmähten hinzufügend, an sie sandte, nahm sie es mit zitternden Händen und — befiel es. Er hatte sie nach seinem Abgange auf die Universität nicht ein einziges Mal besucht. Aber nun erwartete sie ihn in den Ferien. Seit Wochen hatte sie sich in ihrer Wohnung zu schaffen gemacht. Sie tapezierte die Wände, nahm selbst den Malerpinsel in die Hand, und mit den Resten eines alten Um Schlag-

tuches — einst ein kostbares Stück in ihren Augen — überzog sie die Stühle.

Und weiße Gardinen, die sie selbst gewaschen, ausgebeißert und geplättet hatte, schmückten die vier Fenster, und blühende Gewächse kaufte sie draußen vor der Stadt, wo ein kleiner Gärtner Töpfe um wenige Groschen feilbot. Ihr Herz war voll Seligkeit. Er, er, — ihr Erwin kam!

Er kam aber nicht! Er telegraphierte ab und bat in dieser seiner Depeſche wieder um Geld, obgleich sie eben erst den Reise-schilling aufgebracht und ihm übersandt hatte.

Es giebt große Verbrechen, die man leicht verzeihen kann. Es giebt aber Kränkungen, die kein Menschenherz vergißt. Unter dem Gram dieser Enttäuſchung knickte die Frau zusammen. Sie hatte ihm die zärtlichsten Worte geschrieben. Sie hatte ihm gesagt, daß sie seit Jahren diesen Augenblick des Wiedersehens ersehne — ersehne!

Sie weinte; aus den Augen floß es wie draußen aus dem Brunnen auf dem Hofe. Der sprudelte sein kaltes Wasser hervor Tag und Nacht, im Sturm und im Sonnenschein. Und so rann es auch über die kranken Wangen der Frau immerdar.

Kam jemand, biß sie die Lippen auf einander, und die Thränen nahmen einen anderen Weg. Sie siderten nicht mehr aus den Augen; sie gingen bis ans Herz zurück, an dasselbe Herz, das nach Linderung schrie, und nun sich nur noch krampfhafter zusammenzog.

Meine Mutter trat an diesem Tage kurz vor der Mittagszeit in die Wohnung, um ihr einen Nachbarbesuch zu machen. Es währte lange, ehe geöffnet ward. Der kleine Hund, den die Frau bei sich hatte und sehr liebte, bellte schon lange heiser. Nun erschien sie selbst mitten in dem Torfrauch, der aus der Küche schlug, löste verlegen die Arbeitsschürze und strich ordnend über das graumelierte Haar. Meine Mutter trat ins Wohnzimmer. Früh hatte der Herbst diesmal seine rauhen Handgühe angezogen; es war drinnen bitter kalt.

Sie sprachen anfänglich unbefangen über dies und das, meine Mutter mit freundlicher Teilnahme nach ihrer Art, die Frau mit der stillen, etwas abweisenden Miene, die ihr immer eigen gewesen war.

„Nun? Und Ihr Erwin kommt, höre ich?“

Die Frau schüttelte den Kopf. Sie überlegte, ob sie nun feinetwillen eine Lüge sprechen sollte.

„Wie? Er kommt nicht? Ist er krank?“

„Ich fürchte fast. Er schreibt, daß er noch Näheres mitteilen werde.“

Nun griff meine Mutter nach der Hand der Freundin und sah ihr voll gütigen Mitleids in die Augen.

„Mach dir nicht, Sie sehen recht leidend aus, liebe Frau Kanzeleirat! Sie sollten etwas für sich thun. Sie sitzen hier so kalt in der Wohnung.“

Und da brach's aus den Augen der Frau. Zum erstenmale ward der Wille erstickt durch den furchtbaren Herzensjammer.

Schluchzend, verzehrend schluchzend fiel sie in den Stuhl zurück. — Aber noch mehr! Sie erhob sich, warf sich an die Brust meiner Mutter und küßte ihre Wangen — und noch einmal — und noch einmal mit ihrer verzagten Seele.

„Ich weiß ja alles!“ drang es aus ihrem Munde. „Sie, Sie find es, die mir immer die Unterstützung sandten. — Aber es dauert nun auch nicht lange mehr! Ich fühle es. Mein Herz ist gesprungen. Der Tod kommt. Der Gram hat es zer-rissen!“

Und nun schwieg sie. Nichts unterbrach die Stille; auch meine Mutter fand keine Worte.

Es war eine jener Stunden, in denen der Erfahrene voll Verachtung auf die Nichtigkeiten herabschaut, welche die Menschen beschäftigen. Wie sie sich ihren Gott bilden und doch nur um ein goldenes Kalb tanzen, wie sie um ein Stäubchen ein Geschrei erheben, mit dem Leben umgeben, als trüge es hundert Jahre und darüber in seinem Schoße, und sich verleumden, bekriegen und bekämpfen um ihrer selbstischen Eitelkeit willen, wie sie Schwererworbenes fortwerfen um ein Nichts, und toben um eine kleine zerstörte Hoffnung.

Hier stand eine Frau, die gerungen und gekämpft hatte um Ehre und Dasein, wie ein Held sein Lebenslang, und nicht für sich, für einen anderen — für ihr Kind! Und für alle Ent-behrung, für alles Herzeleid — solchen Lohn!

Und doch! Wäre er in diesem Augenblick ins Zimmer getreten, zerlumpt, vom Leben gerammt, ein Schuldiger, — sie würde ihn in ihre Arme gerissen und einen Freuden schrei aus ihrer Brust gelöst haben!

Und so ward es! Das erlebte noch die Frau mit den verweinten Augen und dem zerprungenen Herzen.

Er kam wenigstens zu ihr, nachdem er — seit Jahren verschollen und fast vergessen — ausgetobt hatte mit dem Leben! Zweimal ward er verfolgt. Viermal saß er — ein Lump — hinter Schloßern und Kiegeln!

Wieder war meine Mutter bei der Frau, diesmal bei einer Schwerkranken. Es ging zu Ende. Und doch pochte draußen der Frühling an die Fenster-scheiben. Er brachte die Sonne und die Vögel und Blumen, Leben, — Auferstehung. Ein Jubilieren ging durch die ganze Welt.

Während sie sprachen, stolperte etwas die Treppe hinauf.

„Wer ist da? Bitte, wollen Sie nachsehen?“ bat die Kranke sanft.

Ein Mensch in einem zerrissenen Rocke mit wirrem, schmutzigem Bart, einen Knotenstock in der Hand, zeigte sich, sah sich scheu um und bat um ein Almosen.

Meine Mutter forschte in seinem Angesicht. Etwas, wie zurückgedrängte Scham irte in den Augen des Bettlers.

„Wohnt Frau Vohn noch hier?“

Nun ward die Ahnung zur Gewißheit. „Erwin Vohn!“ drang's erschreckt aus meiner Mutter Munde, „sind Sie es?“

Er neigte langsam bejahend den Kopf und lehnte sich gegen die Wand. Die beschmutzten Stiefel waren durchlöchert. Aus dem Rocke sah ein schmutziges Hemd hervor. Er roch nach Branntwein.

„Armer, armer Mensch!“ flüsterte meine Mutter. „Kommen Sie! — Nein, — kommen Sie nicht!“ — Sie zögerte; ihr ekelte; sie war für Augenblicke ratlos.

„Meine Mutter?“ hub Erwin Vohn zaudernd an. „Lebt sie —?“

„Ja! Aber sie kämpft mit dem Tode. Ersparen Sie ihr in der Sterbestunde den schrecklichen Anblick. Kommen Sie in einer Stunde zu mir in die Wohnung. Ich will zu helfen suchen. Wir werden überlegen.“

Ohne Gruß tastete er sich die Treppe hinab. Lange währte es, bis meine Mutter die Fassung gewann, in das Krankenzimmer zurückzukehren.

„Wer war es?“ fragte die Frau mit mühsamer Stimme.

„Ein Bettler.“

„Ah! — Gaben Sie ihm? — Sehen Sie,“ und die Frau tastete nach meiner Mutter Hand und sprach langsam in abgerissenen Sätzen, — „oft denke ich, Erwin — könnte auch einmal — der Hilfe bedürftig sein. Ihnen sage ich — das, — nur Ihnen. — — Ob er — noch lebt? — Nein! Nein!“

Sie wimmerte, — sie schluchzte. — „Er würde doch einmal geschrieben haben — —“

Meine Mutter fand keine Worte. In der Dämmerungsstunde aber führte sie Erwin selbst in das Haus. Gefäubert, genährt und erquidete konnte er vor ihr erscheinen.

„Warten Sie! Ich gehe voran! Treten Sie leise auf. Ich werde Sie rufen.“

Ein kleines Mädchen, das die Frau bediente, erhob sich bei meiner Mutter Eintreten.

Still, der Wand zugekehrt, lag die Kranke; hin und wieder rüchelte sie leise. Sie schien nichts mehr von der sie umgebenden Welt zu wissen. Ihr Geist war schon halb entflohen. Nur der Körper leistete noch Widerstand.

„Wie geht's?“ fragte meine Mutter und beugte sich jauch herab.

Die Frau hob schwerfällig die Augen. „Danke, — müde, — müde.“ Die Lider schlossen sich wieder.

„Frau Lohn! — Etwas Gutes!“

Der Kopf bewegte sich.

„Erwin,“ — meine Mutter zitterte, das Wort auszusprechen.

„Erwin ist da.“

In das Gesicht der Frau trat ein Ausdruck, als habe jemand neben ihr im Irren geredet. Sie wandte den Kopf. Schrecken, Furcht und Angst jagten sich blitzartig auf den eingefallenen Zügen.

Dann aber drang ein Schrei aus ihrer Brust. Ihre Augen erblickten ihn! Er war ins Zimmer getreten, flog zu ihr, fiel neben ihr ans Bett, ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küffen.

Und da drang nochmals ein Ton aus dem Munde des Weibes, wie ihn wohl kaum ein Mensch je ausgestoßen haben mochte.

Sie streckte den Kopf vor, — ihr Mund öffnete sich, — sie verlangte nach dem Kuß des Strolches, der kam in ihrer Todesstunde, und sie empfing ihn, als habe ein Gnadenengel sich zu ihr herabgesenkt.

Und nun sterben! Es lag ein solches Glück, ein solches seliges Lächeln auf ihrem zuckenden Munde, als ob das ganze vergangene, grausam harte Leben ein Nichts sei gegen diesen Augenblick.

Sie starb in seinen Armen, — und er, durch Völlerei, Krankheit und spätere Entbehrungen schon früh und unheilbar geschwächt, — nach einigen Jahren — in dem Armenhause seiner Vaterstadt.

Noch lange Jahre legte meine Mutter Blumen auf das Grab der braven Frau, — ein Opfer zu großer — mißverständener Liebe!

Kolonial-Politik.

(Zum Wille auf der Titelseite.)

Fernher über das wilde Meer

Kam mir ein trauriger Brief geflogen,
Wie ein Vögelein, das daher
Heimatssehnsucht hatte gezogen
Über die tiefen, tiefen Wogen,
Unter dem Himmel wolkenstern.

Ach, am heimischen Ostsee-Strand

Wär auch er so gern geblieben,
Der aus dem fernen Negerland
Mir dieses Brieflein hat geschrieben,
Weil wir uns doch so innig lieben,
Weil uns verknüpft der Treue Band!

Gott vergelt' es dir, teurer Mann,

Daß du mir schenkest dein Herz so bieder,
Daß ich von deiner Hand gewann
Seliges Glück! — O kämst du doch wieder!
Zöge das schreckliche Meer dich nicht nieder!
Schläge die Krankheit dich nicht in Vann!

Fern, so fern — wo such' ich dich nun?

Irr' auf der Weltkart' hin mit den Blicken:
Wo — wo liegt denn nun Kamerun?
Ach, es will mir zu finden nicht glücken —
Wo dir die Schwarzen mit heidnischen Tücken
Nicht eine Stunde gönnen zu ruhn!

So befehl' ich in Gottes Hand

Nun denn dein armes teures Leben;
Er, der Allweise, kennt ja das Land,
Wird dir auch dort wohl Frieden geben,
Schirmend auf dich seine Hände erheben,
Führen zurück dich ins Vaterland!

Ludwig Ziemssen.

Nachdruck verboten.

Bigarreau.

Novelle von André Theuriot.

(Fortsetzung von Seite 156.)

Als Vater Vincart die Schritte Norimens hörte, erhob er den Kopf und empfing seine Tochter mit einem schalkhaften Lächeln, das kleine Fältchen um seine Augen legte.

„He!“ sagte er, „ohne Vorwurf mein Mädel, aber du hast dir zu deinem Frühstück Zeit genommen.“

Das junge Mädchen machte sein ernsthaftestes Gesicht und sagte mit dem Ton eines verwöhnten Kindes: „Darfst du dich darüber beklagen, da ich mich derweile doch nur mit deinen Angelegenheiten beschäftigte.“

„Was? mit welchen Angelegenheiten?“

„Hast du nicht neulich abends gesagt, du möchtest gern einen Lehrling haben?“

„Es ist richtig, daß mir der Champenois fehlt, und daß ich gerne irgend einen angenommen hätte, um uns ein wenig zu erleichtern. Aber die Lehrlinge wachsen nicht im Wald wie die Pilze.“

„Und doch habe ich einen am Bach gefunden und ihn für uns angeworben.“

„Was!“ rief der Holzschuhmacher verdutzt, „da scheint es mir, Kleine, als ob du ziemlich rasch gehandelt hättest; es geht doch nicht an, den ersten besten zu nehmen.“

„Es ist nicht der erste beste,“ erwiderte die Tochter entschieden, „es ist ein starker Bursche, der was wegschaffen wird.“

„Und wo kommt dieser Bursche her?“

Norine ließ den Kopf einen Augenblick sinken, dann erhob sie ihn energisch: „Es ist ein Knabe,“ sagte sie, „der bei Korbmachern im Dienst war, sie schlugen ihn braun und blau und da ist er wegelaufen. Ich bin ihm am Bach begegnet; er hatte Hunger und ich habe ihm was zum Frühstück gegeben.“

Der Holzschuhmacher schüttelte nur mäßig erfreut den Kopf: „Schöne Empfehlung das,“ murmelte er; „es ist ja recht nett von dir, daß du dich von einem Herumstreicher so anschnieren läßt!“

„Ich lasse mich nicht anschnieren, ich habe ihn auf alle mögliche Weise wieder und wieder ausgefragt und ich verbürge mich dafür, daß du zufrieden sein wirst. Übrigens kannst du ihn ja, wenn du mir nicht traust, nehmen oder nicht nehmen! Nur schädigst du uns dann, das ist alles, und der arme Bursche wird auf der Landstraße vor Hunger sterben.“

Sie sprach die letzten Worte in ärgerlichem Tone und verstärkte sie durch ein übellautiges Verziehen des Mundes. Dieses Mittel verfehlte seine Wirkung auf den biedereren Vincart nicht.

„Wer spricht denn von nicht nehmen?“ erwiderte er schon halbbekehrt. „Ich sage nicht nein, nur will ich nicht die Kasse im Sack kaufen und möchte ihn sehen. Wo steckt er denn, dein Bursche?“

„Ich will ihn dir zeigen. Übrigens seid ihr ja nicht miteinander verheiratet, und wenn der Champenois zurückkommt, ist's noch Zeit genug, Claude Pinson wegzuschicken, wenn dir seine Arbeit nicht gefällt.“

Während dieses Zwiegesprächs, das über sein Schicksal entschied, saß Bigarreau hinter dem Weidengebüsch und wartete mit Herz klopfen. Seit lange hatte er keine so traurige und doch süße Gemütsbewegung empfunden. Die Begegnung mit Norine und die Art, wie sie ihm beisprang, waren für diesen Jüngling, der bis jetzt immer wie ein Paria behandelt worden war, vollkommen neue, fast ans Wunderbare grenzende Ereignisse. Er zitterte, daß diese unverhoffte Aussicht plötzlich in nichts zerinne oder ihm entschwebe wie die blauen Libellen, deren Flügel er einen Augenblick über dem Bache zittern sah, und die dann verschwanden, um nicht mehr wiederzukommen. Die Minuten schienen ihm entsetzlich lang, und obgleich er erst seit einer Viertelstunde wartete, begann er doch mutlos zu werden.

„Ach,“ dachte er, „man will dich eben nicht.“ In demselben Augenblick hörte er vom Holzplatz her dreimal den tiefen Ruf: „Hu-up! hu-up! hu-up!“

Er sprang auf, verließ sein Versteck und ging auf den Holzplatz zu.

Bald unterschied er zwischen zwei Beugen von Baumstümpfen Norine, die ihm entgegelaufen kam.

„Komm,“ sagte sie atemlos, als sie mit ihm zusammentraf, „der Vater willigt ein, dich auf Probe zu nehmen. Ich habe ihm gesagt, du heißest Claude Pinson und seiest bei Korbmachern, die dich geschlagen hätten, im Dienst gewesen. Behalte das gut, damit du dir nicht widersprichst, wenn er dich fragt.“

Sie hielt einen Augenblick inne, um Atem zu holen, und ihre feuchten Augen hafteten lange auf den blauen Augen Bigarreaus.

„Ich war genötigt,“ fuhr sie fort, „den Vater zu belügen, um ihn günstig zu stimmen, und es liegt mir schwer auf dem Herzen, daß ich ihn getäuscht habe. Sorge, daß ich es nie bereuen muß.“

Zum erstenmal in seinem Leben wurde es Bigarreau klar, was Güte sei, und zum erstenmal in seinem Leben wurden seine Augen von Thränen feucht, die ihm weder Schmerz noch Jörn ausgepreßt hatten. Tief in ihm entsprang plötzlich die Quelle der Empfindung, die sich in jedem Menschenherzen birgt. Von Dankbarkeit ergriffen, faßte er ihre Hand und drückte sie zwischen seinen dicken, geschwollenen Fingern.

Das Mädchen behielt die Hand des Sträflings in der ihren, und so richteten sie ihre Schritte nach der Werkstätte

unter freiem Himmel, wo der Vater Vincart sich wieder daran gemacht hatte, seinen Holzschuh aus dem Groben zu arbeiten.

„Hier ist Claude Pinson,“ sagte Norine. Der Holzschuhmacher sah auf und musterte Bigarreau, der verlegen die Hand an seiner Hose rieb, von Kopf zu Füßen.

„Es ist ein kräftiger Kerl,“ murmelte der Holzschuhmacher endlich mit befriedigtem Tone, „und wenn er ebensoviel Lust zur Arbeit hat, als er dazu geeignet erscheint, so werden wir schon miteinander auskommen. Mein Junge, Norine hat mir von dir erzählt, ich nehme dich auf Probe; wir werden sehen, was du leisten kannst. Hier muß man fest angreifen, aber man wird nicht geschlagen. Einverstanden?“

„Ja, Herr.“

„Nun, für heute soll dich das Mädchen mit dem Handwerk bekannt machen, sie versteht es so gut wie ein Mann und sie hat ihres Gleichen nicht im Gebrauch der Schabe, und niemand kann wie sie einem Holzschuh den letzten Schliff geben. Morgen gebe ich dir dann ein Werkzeug in die Hand, und da werden wir sehen, was du leisten kannst.“

IV.

Zwei Uhr. Um diese Zeit scheint der Wald, trunken von den glühenden Strahlen der Sommer Sonne, zu schlummern. Auf einem großen, überhängenden Stein am Bache, der an dieser Stelle sehr schmal aber reißend ist, saßen Norine Vincart und Bigarreau und ließen ihre Füße ins Wasser herabhängen. Sie hatten die Schuhe ausgezogen und die Wellen bespülten in hastigem Lauf ihre Füße mit leinem Rauschen.

Es war schon etwas länger als vierzehn Tage her, daß der falsche Claude Pinson dem Vater Vincart als Lehrling diente. Er wurde zum Sägen und Spalten der gefällten Buchenstämme verwandt und verrichtete diese Arbeit, kräftig und flink wie er war, vorzüglich.

Diese vierzehn Tage schienen ihm aus lauter vollkommen glücklichen Stunden bestanden zu haben. Obgleich der Vater Vincart ein ungeduldiger Hitzkopf war, so war er doch nicht böse; was Norine anbelangt, so hatte sie ihren Schützling lieb gewonnen, und da sie als eigenwilliges, verwöhntes Kind ihren Vater um den kleinen Finger wickeln konnte, so machte sie dem neuen Ankömmling das Leben sehr angenehm. — Sie hatte ihm einen alten, für ihn passend zugefügten Kettel ihres Vaters angezogen und ihm in dem Schuppen, in dem die Holzschuhe aufgespeichert wurden, neben dem Bierdeckel aus Stroh und Farnkraut, das für den abwesenden Gesellen bestimmt war, ein Bett hergerichtet. Hier schlief er, in eine Pferdebede eingemummelt, mit geschlossenen Fäusten bis Tagesanbruch, wo er von dem Gesang der Drosseln und der Stimme der gern früh aufstehenden Norine frisch und munter aufwachte. Wenn man auch tüchtig arbeitete auf dem Holzplatz des Vaters Vincart, so fand man doch auch Gelegenheit, sich zu vergnügen, und zwischen das Tagewerk hinein gab es auch Ruhe- und Erholungsstunden.

Die Arbeit begann mit Tagesgrauen und dauerte bis zum Morgenimbiß. Während der Mittagsstunden, wo die Hitze am drückendsten war, hielt der Holzschuhmacher seine Siesta, und die Arbeit wurde erst um vier Uhr wieder aufgenommen. Norine und Bigarreau machten sich das zu nütze und durchstreiften dann gemeinschaftlich die umliegenden Wälder. Das junge Mädchen, geschmeidig wie eine Cidechse und lebhaft wie ein Eichhörnchen, teilte ihm alle Geheimnisse mit, die das Waldleben bietet. Sie verstand den Hasen Schlingen zu legen und im Bache mit der Hand Forellen und Krebse zu fangen. Sie kamte in der Heide und an dem Saume der grasbewachsenen Pfade jeden für das Gedeihen der Pilze günstigen Platz, wo man dann stets eine reiche Ernte an Steinpilzen und Pfifferlingen einheimen konnte. Dieses einfame, der Gesundheit so zuträgliche Leben inmitten der Wälder und das durch Herumstreifen im Gehölz unterbrochene Tagewerk unter freiem Himmel hatte Bigarreau schnell umgewandelt. Schon war er nicht mehr der tückische und scheue Sträfling, auf dessen Rücken die Aufseher Prügel regnen ließen, schon nicht mehr der durch das jahrelange Herumlungern und das unheilvolle Zusammenleben mit Sträflingen verderbte Taugenichts — seine gutmütige, sorglose Natur hatte die Oberhand gewonnen. Dank dem täglichen Verkehr mit der kleinen wilden Fee, die seine Gefährtin und Lehrmeisterin geworden war, entdeckte er nun in seinem Innersten Reime eines Zartgefühls und eines Empfindungsvermögens, über die er selbst erstaunt war.

In diesem Augenblicke also tauchte Bigarreau seine Füße mit Wonne in die Strömung des Baches und zugleich schwamm sein ganzes Wesen in einem Meer von Glückseligkeit, die noch erquickender war als das frische Quellwasser.

„Nun, Claude,“ sagte Norine, die ihm einen verstohlenen Blick zuwarf, „macht dich die Hitze so stille? Du bist ja stumm wie ein Fisch.“

„Nicht die Hitze ist daran schuld,“ antwortete er, „sondern das Wohlbehagen. Es ist mir, als ob ich träume, und ich fürchte zu erwachen. Gar manchmal, wenn ich in meiner Hängematte im Gefängnis schlief, träumte mir, ich sei frei; wenn ich dann halb wach wurde, merkte ich, daß es nur ein Traum war und gab mir Mühe, schnell wieder einzuschlafen, damit er noch länger dauere. So ist mir's auch jetzt: ich wage nicht zu muckfen, aus Angst, plötzlich den Bach, den Holzplatz und dich selbst, Norine, wie eine Rauchwolke entschwinden zu sehen und mich wieder in den Krallen des Oberaufsehers zu finden.“

„Es hängt bloß von dir ab, daß dies alles bleibt wie es ist. Der Vater ist befriedigt und versichert, du habest alle

(Fortsetzung auf Seite 178.)



Moderner Goldschmuck für Damen.
Originalzeichnungen. (Hierzu Text auf S. 179.)



Das unartige Modell.

Holzchnitt nach dem Gemälde von F. Blume.

(Fortsetzung von Seite 175.)

Anlagen, um es in unserem Handwerk zu etwas zu bringen. Er will dich gerne behalten, vorausgesetzt," fügte sie mit boshaftem Augenzwinkern hinzu, "vorausgesetzt, daß es dir nicht langweilig ist, bei uns zu bleiben."

"Oh Norine! Wie kannst du so etwas sagen, ich bin so glücklich bei euch."

"Wenn das der Fall ist," fuhr Fräulein Vincart in entschiedenem Tone fort, "so sei zufrieden und quäle dich nicht damit, Schwierigkeiten zu suchen, wo keine sind! Heute haben wir bis zum Abend frei. Der Vater kommt nicht vor Nacht vom Markt in Gurgis zurück. Bis dahin können wir thun, was wir wollen, und ich werde für jetzt die Zeit zu einem Schläfchen im Gasse benutzen."

Sie sprang auf den Stein, reckte die Arme aus und ließ ihre geröteten, triefenden Füßchen in der Sonne abtropfen. Dann flog ihr Blick über die Umgebung des Baches hin und sie entdeckte einen schattigen Abhang, über den sich eine Decke von rosigem Heidekraut breitete; dort streckte sie sich, die Füße in den Rock gewickelt und die Arme unter dem unbedeckten Haupt gekreuzt, auf dem Boden aus. Bigarreau, der ihr nachgefolgt war, kniete einige Schritte von ihr entfernt nieder und schaute zu, wie sie sich's bequem machte. Von ihrem Heidebett aus betrachtete Norine mit halbgeschlossenen Augen, in Erwartung des Schlummers gemächlich blinzend, ihren schweigenden Gefährten, die unbewegten Bäume und den Himmel, der durch die Zweige schimmerte; nach und nach senkten sich die braunen Lider ganz, die Wimpern berührten sich, und sie schlief ein.

Bigarreau hatte sich, immer auf den Knien, der Schläferin genähert. Er hatte seine Jacke ausgezogen und legte sie nun vorsichtig auf die nackten Füße Norines. Dann brach er ein großes Farnkraut ab und bewegte es wie einen Fächer, um den Schlaf des Mädchens vor einer Störung durch die Mücken zu schützen.

Er hatte viel zu thun. Die Wasserschnaken, die bei der Hitze sehr zudringlich waren, flogen mit eintönigem Gesumm umher und wollten sich hartnäckig bald auf die Arme, bald auf den Hals, bald auf die rosig angehauchte, braune Wange des Mädchens niederlassen. — Von Zeit zu Zeit unterbrach der Lehrling seine Thätigkeit, um wie verückt Norine zu betrachten, die in ihrer halbentwickelten, ländlichen Schönheit wirklich reizend war. Sogar die tanzen den Mücken schienen diese zarte Mädchenknospe zu bewundern; sie streiften mit ihren schwarzen Flügeln leicht die von langen Wimpern beschatteten Augenlider, die sonnenbräunten Arme und den Hals, von dem das lose geknöppte Hemd herabgeglitten war.

Bigarreau, der vor der Zeit verdorben und frühzeitig in den Gefängnispsuhl geworfen ward, in dem es von Lastern wimmelte wie von Blutegelei in einem Moraste, betrachtete nun die schlafende Norine mit eigentümlichen Gefühlen. Die Bewegung, die er empfand, hatte etwas von unbewußter Achtung und sanftem Erstaunen an sich; es war die Bewunderung eines Wilden von etwas unbekanntem Schönen. Diesem Landstreicher, der unter frühreifen, verderbten Taugenichtsen aufgewachsen war, offenbarte sich plötzlich die weibliche Anmut und der jungfräuliche Zauber. Und diese neue Wahrnehmung, die sich mit dem Gefühl der Dankbarkeit und Zärtlichkeit vermischte, versetzte ihn in ein reines Entzücken.

Er betrachtete Norine mit Bewunderung, und diese bewundernde, andächtige Betrachtung beglückte ihn tief. Rings umher erhob der tiefe Wald seine Laubmassen, wie um ihn und die Schläferin in friedlichen Schutz zu nehmen. Diese Ruhe wurde nur durch das Gemurmel des Baches, der in eiligem Lauf in das Gehölz entflo, und durch die fernen Stimmen der Holztauben, die dieselben Töne immer wieder und wieder gurrten, unterbrochen. Das von der Sonne rötlich gefärbte Farnkraut strömte einen durchdringenden Duft aus, fast wie der Geruch reifer schwarzer Johannisbeeren; die Stengel des Ginsters erhoben hier und dort ihre schwarzen Schoten und goldenen Blüten; ein blauer Schmetterling schwebte geräuschlos vom Wald herab, ließ sich auf ein purpurnes Blutkraut nieder und setzte dann seinen stillen Flug wieder fort. — Dies dauerte stundenlang, dann schüttelte Norine ihre mit Heideblüten übersäeten Haare und reckte die Arme aus; ein Lächeln spielte um ihren Mund.

"Bist du aufgewacht?" murmelte Bigarreau.

"Oh, ich habe schon lange nicht mehr geschlafen, ich habe dich belauscht."

"Und sagtest gar nichts?"

"Nein! Das hätte dich gestört, und es machte mir Freude, dich an meiner Seite knien zu sehen."

"Wirklich?" sagte er errötend.

"Ja, du sahst mich mit guten Augen an, mir war es ganz behaglich so dazuliegen, ohne mich zu rühren, und dich neben mir zu wissen. Ich habe keine Angst vor dir, es ist nicht wie bei dem Champenois."

"Dem Champenois?"

"Ja, dem Arbeiter meines Vaters. Er ist mir immer auf der Ferse, wenn ich in den Wald gehe, und verfolgt mich überall. Ich kann ihn nicht leiden."

"Kommt er bald wieder?"

"Vermutlich; er ist nur auf vierzehn Tage fortgegangen. Wenn er nur ganz in seiner Heimat bliebe — ich würde seinen Verlust nicht beklagen! Aber er kommt wieder; übrigens hält Vater Vincart was auf ihn, weil er ein guter Arbeiter ist."

Der Gesichtsausdruck Bigarreaus hatte sich verfinstert. Er verabscheute im Voraus diesen Champenois, der Norinen nachging und nun als Störenfried auf den Holzplatz kommen sollte.

"Höre, Claude," fuhr das junge Mädchen fort, "wenn er zurück ist, mußt du vorsichtig sein und dich gut mit ihm zu stellen suchen, er ist eifersüchtig und heimtückisch und wenn er ein Vorurteil gegen dich faßt, ist er wohl fähig, dir Unannehmlichkeiten zu bereiten."

Sie hatten sich auf den Weg nach dem Holzplatz gemacht. Die Sonne sank schon am Horizont hinab und verlängerte die Schatten der Schlaghüter auf der schiefen Ebene des Holzschlags, dessen Gesträuche und Buschwerk wie in goldenem Staub zu flammen schienen. Vater Vincart sollte in der Dämmerung heimkommen, und Norine mußte sich mit den Vorbereitungen zum Nachtessen befassen. Nachdem sie an der Quelle Wasser geschöpft hatte, während Bigarreau im Freien Feuer anmachte, band sie sich eine blaue Schürze um den Leib und begann das Gemüse für die Suppe zu putzen. Der Lehrling füllte seine Mußezeit damit aus, daß er kleines Holz spaltete und dabei immer nach Norine hinsah, die emsig mit ihrem Gemüse beschäftigt war. Auf einem Baumstamm sitzend, besorgte sie ihre Arbeit rasch und summete ein Liedchen vor sich hin, während sie die Kartoffeln und Rüben in vier Stücke zerschchnitt.

Tiefer und tiefer sank die Sonne hinter den Hochwald herab. Die riesige, glühend rote Kugel durchbrach stückweise die hohen Zweige, und hier und dort erglänzte auch der durch das Gras sich hinschlingende Bach purpurrot, während über ihren Häuptern der durchsichtig klare Himmel einen türkisblauen Ton annahm.

Mit leisem Gezwitzchen suchten die Vögel ihre Nester unter dem Laubwerk auf, während im Dickicht die Häher sich noch lärmend herumzankten. Nach und nach sank die Dämmerung herab; die Sonne war ganz verschwunden; die schlankgewachsenen, blühenden Glockenblumen hatten nur noch einen lilablauen Schimmer, und in der Tiefe erhob sich langsam, den Windungen des Baches folgend, ein feuchter, weißer Dampf, während das Geräusch des Wassers vernehmlicher durch den stillen Wald heraufdrang.

Leise summete der Kessel über der Kohlenglut. Bigarreau verließ seinen Holzstapel und streckte sich neben dem unter der Asche bläulich glühenden Feuer auf dem trockenen Gras zu Norines Füßen aus. Sie sprachen nichts mehr miteinander, — den Kopf zurückgeworfen, die Augen nach oben gerichtet, betrachteten sie die Sterne, die an dem tiefblauen Himmel aufgingen.

"Warum," rief Bigarreau plötzlich aus, "warum sind wir beide nicht allein miteinander auf dem Holzplatz? Es wäre so gut zusammen arbeiten, Norine! Uns gemeinsam das Nachtessen zu kochen und dann so nebeneinander die Nacht zu erwarten."

Im selben Augenblick ließen sich vom Rande des Gehölzes her, aus der Richtung des Waldweges, noch weit entfernte Stimmen vernehmen, dann erscholl ein tiefes Houp im Holzschlag.

"Das ist der Vater," sagte Norine aufstehend, "aber es kommt mir vor, als ob er nicht allein wäre."

In der That kam Vater Vincart in Begleitung eines Burschen zurück, mit dem er lebhaft gestikulierend plauderte. Als sie kaum noch zwanzig Schritte entfernt waren, erkannte Norine mit ihren durchdringenden Augen den neuen Ankömmling.

"Ah," murmelte sie, "es ist der Galgenstrick, der Champenois."

"Holla, Kinder," rief Vincart, "ist die Suppe fertig? Ich bringe Verstärkung mit. Denkt euch, als ich am Gurgiser Weg abbog, begegnete ich diesem Kameraden, der im Begriff war, zu uns zurückzukehren."

"Guten Abend beisammen!" erwiderte Norine übellaunig. "Habt einen Augenblick Geduld, die Suppe wird gleich fertig sein."

"Guten Abend auch, Norine!" sagte nun seinerseits der Gefelle in süßlichem Tone, während er seinen Ranzen ablegte. "Geht's ganz nach Wunsch?" Zugleich betrachtete er Bigarreau genau, der den Blick des Neuankömmlingen kühn aushielt.

Im letzten Dämmerlicht unterschied der Lehrling einen stämmigen Burschen von verschmitztem Wesen mit bösaartigem Zug um den Mund und scheelem Blick. Ein dünner, schlecht gewachsener Bart schmückte das Kinn; er hatte glänzende Wangen und über den Augen statt den Braunen zwei rote, beinahe glatte Striche.

"Das ist Claude Pinson, der Lehrling, von dem ich dir erzählt habe," sagte der Holzschuhmacher in Beantwortung der fragenden Miene des Gefellen.

"Claude, mein Junge, das ist der Champenois; er wird deinen Unterricht fortsetzen, und du mußt ihm gehorchen wie mir selbst. Ihr habt jetzt Bekanntschaft gemacht, nun wollen wir uns setzen und sehen, daß wir was zwischen die Zähne kriegen."

Norine hatte weiß und braune Teller aus Steingut herbeigeholt und Brodscheiben hineingeschnitten, über die sie nun die Suppe anrichtete. Eine gute Weile hörte man nichts mehr als das Rauern der Essenden und das Klappern der Löffel. Als der erste Hunger gestillt war, wandte sich Vater Vincart zu dem Champenois. "Giebt's nichts Neues bei dir zu Hause?" fragte er.

"Nichts, aber auf dem Rückweg hielt ich mich in Auberive auf, und dort giebt es Lärm: einer der Buben, die am neuen Gefängnis arbeiten, ist entflohen, und das hat die ganze Gegend in Aufregung gebracht."

Bigarreau wurde unruhig auf seinem Sitze, und Norine mußte ihn gehörig kneifen, um ihn zur Vorsicht zu mahnen. Die Nacht war schon zu dunkel, als daß man die Bestürzung auf dem Gesichte des Lehrlings hätte sehen können, aber in

seiner Aufregung ließ er seinen Teller fallen, der auf einem Kieselstein zerbrach.

"Tölpel!" rief der Vater Vincart, "also so gehst du mit meinem Silbergeschir um?"

"Wir wollen nur hoffen," setzte der Champenois höhnisch hinzu, "daß er geschickter ist, wenn er ein Werkzeug in Händen hat! Ja, Meister, einer ihrer Gefangenen hat sich davon gemacht; aber sie fassen ihn wieder! Sie haben seine Personalbeschreibung überall hingeschickt, und die Gensdarmen sind hinter ihm her."

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Aufgabe der Kleidung und das Jägersche Wollregime.

Von Dr. P. A. Koch.

Die Wahl der Kleidung nach Stoff und Schnitt spielt bekanntlich im Damenleben eine mächtige Rolle und nimmt so viel Zeit und Nachdenken in Anspruch, daß ein Teil davon, weil es sich dabei doch nur um Puz und Staat handelt, gewiß mit mehr Nutzen auf menschenwürdigeren Dinge verwandt werden könnte. Verfasser will hier nur von einer andern, wichtigeren und doch leider weniger beachteten Aufgabe unserer Kleidung reden, nämlich von ihrer Bedeutung für die Gesundheit, in der Hoffnung, dabei einige nützliche Winke betreffs der Bekleidung den Damen geben zu können.

Die Kleidung ist zunächst ein Schutz für die Haut, die Haut aber hat, wie wir bereits wissen, ihre Hauptaufgabe darin, daß sie die Wärmeabgabe unseres Körpers besorgt und den Umständen entsprechend reguliert. Dies Vermögen der Haut hat aber gewisse Grenzen, und schon in unserm gemäßigten Klima würden wir die für unser Wohlsein so notwendige Blutwärme von 37° C. nicht behaupten können ohne Zuhilfenahme der Kleidung. Denn es ist wissenschaftlich festgestellt, daß ein unbekleideter Mensch nur bis zu einer Luftwärme von 27° C. herab seine Körperwärme sich erhalten kann, und da nun bei uns die Temperatur meist niedriger ist, so gebrauchen wir die Kleidung notwendig als ein Mittel zum Warmhalten des Körpers.

Anders beim Südländer. Ihn soll der Anzug auch schützen vor den glühenden und seine Gesundheit gefährdenden Strahlen der tropischen Sonne. Unangenehm kann uns in den Sommermonaten die sonst so liebe, freundliche Sonne freilich auch werden, und es sucht sich ihrer zudringlichen Wärmestrahlen die Damenwelt dann durch Schirm, Fächer und leichte Kleidung zu erwehren.

Der Fächer nützt uns durch den kühlenden Luftstrom, den seine Bewegung bewirkt, der Sonnenschirm durch den Schatten, den er zwischen sich und dem Gesichte erzeugt, und der gleichfalls seinerseits wieder eine Windströmung in unserer Nähe hervorbringt. Welchen Wert aber die Wahl der Farbe sommerlicher Kleidung für unser Kühlbleiben hat, das geht am besten aus folgender kleinen Tabelle hervor, welche das verschiedene Auffassungsvermögen der Sonnenstrahlen für einzelne Kleiderfarben zeigt. Bezeichnen wir dies Vermögen bei einem Anzuge von weißem Schirting mit 100, so beträgt es bei

blauschwarzgelb	= 102
dunkelgelb	= 140
hellgrün	= 155
türkischrot	= 165
dunkelgrün	= 168
hellblau	= 198
schwarz	= 208.

Ein schwarzer Anzug erhitzt also im Sonnenschein über doppelt so stark als ein weißer. Nach obiger Skala mögen die Damen ihre Farben wählen, wenn sie an einem sonnigen Zukunftsmittag eine Landpartie zu machen gedenken.

Für unsere Gesundheit viel wichtiger ist es nun aber, zu wissen, wie sich zur Wärmeabgabe des Körpers die Stoffe, aus denen wir unsern Anzug zu machen pflegen, verhalten, und da wir in einem früheren Artikel drei Wege kennen gelernt haben, auf denen die Haut die Körperwärme nach außen abgibt, nämlich durch Strahlung, durch Leitung und durch Verdunstung, so wollen wir einmal in Kürze prüfen, wie sich die Kleiderstoffe, und namentlich die wichtigsten: Wolle, Leinwand und Baumwolle, gegen jene drei Abgangsweisen der Körperwärme verhalten. Wir werden dadurch zugleich in den Stand gesetzt, uns ein Urteil über das so viel besprochene Jägersche Wollregime zu bilden.

Gegenüber der von der Haut ausstrahlenden Wärme verhalten sich die Kleiderstoffe und ihre Färbungen ziemlich gleich. Dagegen macht es in betreff der von der Körperoberfläche an ihre Umgebung fortgeleiteten Körperwärme viel aus, welchen Stoff wir tragen, oder genauer, welche Dichte und Dichtigkeit derselbe besitzt. Die Kleidung verlegt den Austausch der Temperatur zwischen wärmere Haut und kühlere Luft von unserer empfindlichen Hautoberfläche weg weiter nach außen, entweder zwischen das Gewebe der Kleidung oder zwischen deren übereinander getragene Schichten. Nur wenn es sehr kalt ist, rückt uns die Kälte, so zu sagen, auf den Leib. Durch unsere Eigenwärme erwärmen wir die Luft zwischen Haut und äußerer Gewandung und tragen so beständig einen erwärmten Luftmantel mit uns herum, welcher bei einem gut bekleideten Menschen auch im Winter eine Temperatur von 24—30° C. besitzt und uns vor Zugluft und zu schneller Abkühlung schützt. Die Fasern unserer Kleider leiten zwar die Wärme schnell nach außen weiter, aber alle Kleiderstoffe haben lufthaltende Poren, und die Luft ist glücklicherweise ein schlechter Wärmeleiter. Je mehr Luft also ein Hauptstoff enthält, um so mehr wärmt er, und je lockerer er anliegt, d. h. je mehr Luft sich zwischen ihm und der Haut oder anderen Kleidern birgt, um so wärmer fühlen wir uns in ihm. Eine doppelte Schicht desselben Zeugens hält um ein Drittel wärmer als eine einfache, wenn die Schichten locker aufeinander liegen, während zwei straff übereinander gezogene Schichten nur wenig wärmer sind als eine einfache Lage. Wegen seines größeren Luftgehalts hält frischer Flanell viel wärmer als bereits gewaschener, und

frische lockere Watte doppelt so warm als fest zusammengebrückte.

Die Kleider erwärmen uns also nicht, indem sie die Luft von uns abhalten — sonst müßten Glacehandschuhe die Hand viel mehr warm halten als wollene Handschuhe —, sondern dadurch, daß sie die kühlere Außenluft so langsam zum Körper zutreten lassen, daß dieselbe die vom Körper herrührende Kleiderwärme annimmt, bevor sie unsere nervenreiche und empfindliche Hautfläche erreicht.

Wolle enthält nun zwischen ihren Fasern sehr viel Luft, und darauf beruht ihre starke Warmkraft. Sie hat aber auch noch andere Vorzüge.

Wir haben nun drittens noch zu fragen, wie sich die verschiedenen tierischen und pflanzlichen Stoffe unseres Anzugs unserer Ausdünstung und der Schweißabsonderung gegenüber verhalten.

Alle Zeuge sind hygroskopisch, d. h. sie nehmen Wasser in ihre Poren und Maschen auf, sowohl den Schweiß von innen, als auch den Regen von außen, aber doch mit sehr verschiedener Schnelligkeit. Und ebenso geben sie das aufgesaugte Wasser rascher oder langsamer wieder ab.

Leinwand wird bekanntlich sehr schnell feucht und durchnäßt. Da das in dieselbe eindringende Wasser die zwischen ihren Fasern befindliche Luft verdrängt, das Wasser aber die Wärme sehr stark weiter leitet und das verdunstende Wasser sehr abkühlend wirkt, so frieren wir in einem durchnäßten leinenen Anzuge leicht und erkälten uns oft, um so mehr, als ein nasses leinenes Hemd sich dicht an die Haut anlegt und damit auch die warme Luftschicht zwischen sich und der Haut verdrängt.

Mit der Wolle verhält es sich umgekehrt. Sie ist wegen ihres Fettgehaltes schwer benetzbar, und das sehr allmählich in sie eindringende Wasser verdrängt nicht leicht alle Luft aus ihr. Die Wolle verhindert daher die rasche Abkühlung unseres Körpers.

Baumwolle nimmt die Mitte ein zwischen Wolle und Leinwand, läßt die Wärme langsamer durch sich hindurchgehen als letzteres, ist aber ebenso schnell benetzbar.

Wolle hat aus diesen Gründen unbestreitbare Vorzüge vor den anderen Stoffen in allen den Fällen, wo man größere oder schnellere Wärmeverluste des Körpers zu fürchten hat, und der Körper in der eigenen Wärmeregulierung wenig leistet. Kränkliche Personen also, Refraktaleszenten von schweren Krankheiten, Kinder und Greise, aber auch Fußreisende und Leute, die am Feuer und im Freien arbeiten und schweißend starken Temperaturwechseln ausgesetzt sind — alle diese thun gut, Wolle auf ihrer Haut zu tragen. Das wußte man freilich schon lange vor Professor Jäger, aber letzterer hat immerhin das Verdienst, diese Erkenntnis populär gemacht und die häufigere Anwendung der Wolle zu haben. Den alleinigen Gebrauch der Wolle zu predigen, hat jedoch seine bedenkliche Rehrseite, weil ein Überhandnehmen des Jägerischen „Wollregime“ leicht zu einer Verweichlichung der Nation führen kann. Ein gesunder kräftiger Mensch hat nicht nötig, sich ganz in Wolle zu stecken, sondern mag auch die Annehmlichkeit der kühlenden und sauberen Leinwand genießen, und das Hauptgewicht ist gegenüber der Erkältung nicht auf die ängstliche Auswahl der Kleidung zu legen, sondern auf Abhärtung, wie wir sie in einer systematischen Gewöhnung an Temperaturwechsel und Kälte gefunden haben.

Ein Roman.

Sie liegt auf weichen Eiderbaunen, Ein Märchenraum, ein Weichenduft. Die Wünsche ruhen und die Launen, Ringsum webt warme Sommerlust!

Es fließt ihr Haar in goldner Strähne Hernieder auf die Löwenhaut, Indes ihr weißer Fuß die Mähne, Den Kopf des toten Tieres traut.

Der blickt mit den verglasten Augen Nach ihren Lippen, ihrer Brust, Als wollte Leben ein er saugen, Als fühlte noch im Tod er Lust.

Sie aber lieft in einem Buche Und weilt in einem heißern Land; Ist nach dem Glücke auf der Suche, Das sie bei niemand, nirgend fand.

Sie lieft von zwei verliebten Wesen, Die könnten stolz zusammen gehn Durchs Leben, schön und auserlesen, Und die sich thöricht mißverstehn.

Und wie die nun sich trostlos quälen Im Buch, schlägt sie die Seiten zu, Sie träumt. — Sie will sich selbst erzählen Das alte Lied vom Ich und Du.

Sie träumt, wie sie es machen würde, Wenn ihr ein Held entgegenkäme, Und sie, die schlanke, weiße Bürbe Grobernd in die Arme nahm!

Sie schließt die Augen. Ihre Lippen, Sie scheuchen den Beweg'n fort, Der hin sich beugt, daran zu nippen, Sie haucht. — Ist es ein Kuß? ein Wort?

Das Dunkel sinkt. Im Träumespinnen Schleicht sich die schönste Mär' heran, Und sie erlebt, allein, tiefinnen, Den unbeschreiblichsten Roman!

Ulfrid Friedmann.

Moderner Goldschmuck für Damen.

Nachdruck verboten.

Wir glauben, die Wünsche vieler unserer für die Schönheit edler Schmuckfachen empfänglichen Leserinnen zu erfüllen, wenn wir in periodischer Wiederkehr die neuesten Erzeugnisse der Goldschmiedekunst ihnen in guten Abbildungen vorlegen.

Wir geben in Abb. 1 die schnell beliebt gewordene Liliput-Brosche, bestimmt, ein zu kleiner Schleife gefnüpftes Band zu krönen; niedlich in Gestalt schlingt sich, auf seinen Golddraht gesetzt, ein mit Diamanten gefaßtes Laubgewinde um einen Vespa ganzer runder Perlen, zusammen ein farbenreiches Emailgemälde wie mit einem Rahmen einschließend. In den Broschen (Abb. 2, 3 und 4) tritt die Flächenwirkung des edlen Metalles noch voller in ihr Recht und berührt das Auge überaus angenehm, da der Gesamteindruck der massigen Behandlung des Materials durch die geschickt angebrachten filé grain- und Muschel-Verzierungen aufs vorteilhafteste gemildert wird; auch fehlt, um die Schönheit der Zeichnung zu erhöhen, nicht eine hübsche weiße Perle oder ein farbiger Stein.

Der Halschmuck ist auf unserer Zusammenstellung durch zwei sehr schöne Entwürfe vertreten. Das Collier (Abb. 5) ist in Panzerfaçon hergestellt, eine Kettenarbeit, deren Geslecht man den stählernen Panzerhemden der Ritter des Mittelalters entlehnt. Ring an Ring, zierlich gebogen und dicht aneinander gefügt, bilden sie ein gleichmäßiges Ganzes, dessen innerer Rand mit kleinen Doppelflügelchen versehen, der äußere Rand mit düstigt gearbeiteten Blättchen ausgestattet ist. Die Abb. 6 stellt ein in schönem Renaissancestil gefertigtes Halsband dar. An demselben vereint sich die von Menschenhinn erdachte, schön geschwungene Bogenform aufs glücklichste mit den der Natur abgelauchten Bildungen kleiner Blättchen und Blüten. Die niedlichen Vogenglieder tragen, unterstützt von je zwei Renaissance-Tulpen, eine rosa Koralle, welcher sich zwei kleine mattgoldene Blümchen von getriebener Arbeit gefällig anschließen. Beide Colliers umschmiegen den Hals in gefälligem Kranz und sind mit einem kleinen Federring bedacht, welcher sich mit Leichtigkeit entfernen läßt, wenn das Halsband als Einzelschmuck dienen soll. Durch diesen Federring verbindet man hübsch und mühelos einen Anhänger mit dem Collier, von welchem wir in Abb. 7 und 8 zwei Interesse erregende Abbildungen bringen. In länglich ovaler Façon ist der Anhänger (Abb. 7) reich in Brillanten und Diamanten gefaßt, deren funkelnde Strahlen in üppiger Farbenpracht erglänzen; Abb. 8 hat als Hauptzierat ein kunstvollendetes Gemälde, eine ideale Frauengestalt darstellend, welche in anmutiger Bewegung einen Kelch in eine Schale leert; umgeben wird dies schöne Bild durch eine schwungvoll niederfallende Guirlande, die, von einer Blume mit Perle ausgehend, in einer Perlampille endet. Blättchen und Blume sind in Silber gearbeitet und mit Diamanten besetzt. Ein Hauptschmuck aller Zeiten, das Armband, findet seine Vertretung in 5 Modellen verschiedenster Art. Das Gürtelarmband (Abb. 9), aus starkem Golddraht geflochten, weiß ohne jeden Steinzierat durch seine gediegene Einfachheit das Auge zu befrieden, und da es biegsam ist, legt es sich anmutig und weich dem Arm an. — Eigenartig durch seine hohlgelagerten Flächen, welche die ihnen anvertrauten Edelsteine überaus vorteilhaft hervorheben und sicher zu halten scheinen, wirkt das Armband Abb. 11 auf den Beschauer, während zur Repräsentation der schmalen, in ihren Details zierlich gefaßten Armbänder Abb. 10 und 12 ganz auserlesen sind. Ersteres, in runder Schiene, reizt das Auge durch die freundliche Brillantblume, welche von einer Diamantschleife umwunden wird. Letzteres, dessen Schiene aus zwei nebeneinander laufenden Messerdrähten besteht, bietet den Anblick zweier Brillanten von munterem Farbenspiele auf anmutige Weise dar. Überallher sucht die menschliche Kunst sich ihre Motive zu holen, — vom Himmel herab löst sie das Bild des glitzernden Sternes und widmet es lächelnd, in Gold verwandelt, mit Edelsteinen besetzt, dem Schmuck einer lieblichen Braut oder glücklichen Gattin. Ein solcher Stern leuchtet uns aus Abb. 13 freundlich entgegen, je nach Wunsch läßt er sich von dem Armbandreis annehmen und, auf die Einrichtung Abb. a geschraubt, als Anhänger, auf Abb. b gesetzt, als Brosche verwenden — eine gewiß erwünschte Vielseitigkeit.

Alle diese Kunstwerke dienen fast ausschließlich zu Schmuck und Zier, während die goldene Kette nicht allein diese Bestimmung erfüllt, sondern auch als treue Hüterin des unentbehrlichen aller Instrumente, unserer Taschenuhr, Dienste leistet. Eine längere Damenkette (Abb. 16) mit Kugeln reich beladet, hält an kleiner Beifette ein Steinpfeilschaft, in welches ein hübscher Frauenkopf eingraviert ist; die Abbildungen 14 und 15 machen uns mit einer reizenden und praktischen Neuheit, dem Reifekettchen, bekannt; aus massiv gefaßten Goldgliedern bestehend, trägt Abb. 14 ein Wappen mit Renaissance-Verzierung, Abb. 15 ein kleines ovales Medaillon, aus dessen Mitte ein Saphir, von Perlen umgeben, in sanftem Kornblumenblau hervorschimert.

Kugeln, Würfel, Urnen u. werden gern zu solchen kleinen Anhängern verwandt, welche sich mit den kurzen, ein- oder zweireihigen Kettchen, die das Tragen der Taschenuhr bei jedem Kostüm leicht ermöglichen, gefällig verbinden.

Bedeutendes ist auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst neuerdings geschaffenen worden; ohne Raft und Ruh ist der bildende Künstler im Entwerfen und Ersinnen neuer Muster und Zeichnungen thätig, mit Liebe und Sorgfalt ruft er seine Werke ins Leben und sendet sie hinaus in die Welt mit dem Wunsche, daß sie überall dem Sinne für Schönheit und Kunst dienen und Glück und Freude verbreiten sollen. — Möge dies schöne Bestreben zu seinem Ziele gelangen.

R. Theobald.

Allerlei fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Vaselin und Lanolin. In der Heilkunde und der Kosmetik spielen von jeher die Fette eine äußerst wichtige Rolle, sei es, daß sie einfach dahin wirken, die Haut weich und geschmeidig zu machen, sei es, daß sie als Unterlage für Parfüms dienen, oder daß ihnen endlich Heilmittel einverleibt werden, um diese auf solchem Wege der Haut zuzuführen.

Bis vor wenigen Jahren dienten für alle diese Zwecke die verschiedensten und mitunter abentheuerlichsten Fettarten und Fettmischungen neben dem in den Apotheken auch heute noch allgemein verwandten Schweinefett; diese Fettkörper sind jedoch alle mehr oder

minder leicht zerseßlich; durch den Sauerstoff der Luft, also besonders beim Stehen in offenen Gefäßen werden sie verändert, der nicht unangenehme Fettgeruch weicht einem scharfen durchdringenden Geruch — das Fett ist ranzig geworden. Abgesehen davon, daß für kosmetische Zwecke der Gebrauch ranzigen Fettes nichts weniger als angenehm ist, kann es in gewissen Fällen auf leicht reizbaren Stellen der Haut Entzündungen hervorrufen. Man war aus diesen Gründen eifrig bemüht, ein dem Verderben nicht unterworfenen Fett aufzufinden, und in der That wurde vor einigen Jahren von dem erfindungs-lustigen Amerika herüber unter den verschiedensten Phantasienamen, deren gebräuchlicher „Vaselin“ geworden ist, ein gereinigtes salbenartiges, geschmack- und geruchloses Fett in den Handel gebracht, das sich, gleichviel ob in offenen oder geschlossenen Gefäßen, monatelang vollkommen unverändert erhält.

Der Triumph, den das Vaselin in der ganzen kultivierten Welt feierte, war jedoch bald zu Ende, als erst vereinzelt und dann mehr und mehr Fälle in die Öffentlichkeit drangen, in denen durch den Gebrauch des Vaselins Entzündungserscheinungen der Haut, lästige Ausschläge u. hervorgerufen wurden und man bei näherem Zusehen erkannte, daß die Vaselin von der Haut nicht oder nur äußerst langsam aufgesaugt wird, so daß z. B. von einer mit Vaselin eingeriebenen Hautstelle fast alles Fett noch nach Tagen abgewischt werden kann. Dieses Verhalten des Vaselins ist leicht erklärlich, ist es doch im wesentlichen nur ein gereinigtes Paraffin, das als ein dem Mineralreiche entstammender Körper absolut keine Verwandtschaft zur Haut hat.

Um eine brauchbare Salbenunterlage zu finden, mußte dieselbe nicht nur haltbar sein, sondern auch von der Haut leicht aufgenommen werden. Es ist nun das Verdienst Prof. Liebreichs in Berlin, kürzlich ein derartiges Fett aufgefunden und in die Heilkunde und Kosmetik eingeführt zu haben. Von der Idee ausgehend, man müsse der Haut nur das gleiche oder doch ähnliche Fette zuführen, wie solche unter normalen Verhältnissen in dieser enthalten sind, hat Liebreich die Hautfette von Menschen und Tieren untersucht, wie solche von den Talgdrüsen abgefordert werden, die sich in jeder Oberhaut, gleichviel ob dieselbe wie bei dem Menschen nackt, oder bei den Vögeln mit Federn bedeckt ist, eingebettet vorfinden. Hierbei hat sich ergeben, daß beim Menschen sowohl wie bei den Tieren ein und dasselbe Fett vorhanden ist, das die Chemiker „Cholesterin“ nennen. Es zeigte sich nun, daß das Cholesterinfett, bei ebenso unbeschränkter Haltbarkeit wie das Vaselin, mit einer Schnelligkeit von der Haut aufgenommen wird, wie sie bisher bei anderen Fetten nie beobachtet wurde, so daß der allgemeinen Anwendung desselben nichts im Wege stand, als der Umstand, daß es nicht leicht und wohlfeil in größeren Massen zu beschaffen war. Auch dieses Hindernis wurde beseitigt; das Wolfett, welches aus dem Waschwasser der rohen Schafwolle seit langem gewonnen wird, besteht zum größten Teil aus Cholesterin, das die Firma Jaffé u. Darmstädter zuerst in reinem Zustande, allerdings nicht ohne Überwindung vieler technischer Schwierigkeiten, darzustellen verstanden hat. Von dieser Firma ist dem Cholesterinfett, beziehungsweise dem butterartigen Gemisch aus Wasser und Cholesterinfett, wie es meistens in den Handel kommt, der Name „Lanolin“ gegeben worden. Wie schon erwähnt, sind die Eigenschaften des Lanolins überraschende; mehr als die gleiche Menge Wasser läßt sich in ihm verteilen (emulsionieren), ohne daß es von seiner angenehmen salbenartigen Beschaffenheit etwas einbüßt; auf die Hand gebracht oder wenn man die Haare damit einsetzt, wird es binnen kurzer Zeit vollständig aufgesaugt, die Haare, die Haut fetten nicht ab, wie etwa bei Gebrauch des Vaselins, sind aber geschmeidig und weich geworden. Da das Lanolin ferner seit kürzerer Zeit rein weiß, absolut säurefrei und geschmack- und geruchlos dargestellt wird, so ist es gleich trefflich, wie zur Anwendung in der Therapie, auch in der Parfümerie u. geeignet. Lanolin-Creme, Lanolin-Seife und Lanolin-Pomade sind empfehlenswerte Kosmetika. Die Parfümeriefabrik von Jünger und Gehardt in Berlin, eine Firma, die nebenbei bemerkt zuerst den Mut gehabt hat, ihre Fabrikate unter christlichem deutschen Namen in den Handel zu bringen, stellt diese Präparate in trefflicher Qualität und geschmackvoller Ausstattung her.

So jung das Lanolin ist, so hat es sich doch recht viele Freunde, aber noch weit mehr Freundinnen erworben. Bei allem Enthusiasmus für dasselbe möge man aber immerhin des Guten nicht zu viel thun, denn nicht immer und nicht für alles und jedes hilft Lanolin; so ist es beispielsweise für Brandwunden, wo es gerade die Aufgabe des Fettes ist, lange unaufgesaugt zu bleiben und eine schützende Decke über den verbrannten Stellen zu bilden, nicht zu empfehlen. Sagt doch auch das Sprichwort schon: „Eine Salbe ist nicht gegen alle Schäden gut.“

J.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Mai“.

Fig. 1. Mantelset. Das hinten kurze, vorn mit langen Shawlenden ausgestattete Mantelset aus reps-ottoman ist mit einem Futter von violett-farbenem satin merveilleux versehen und mit einem 4/5 Cent. hohen Stehtragen verbunden. Längs des Ansatzes der kurzen Ärmel- und Rückenteile sowie auf den Shawlenden hat man mit im Kurbstich von Seide überdeckte Sammetteile angebracht und außerdem das Mantelset teils mit reihenweise, teils im Streifenbau aufgenähten Perlen garniert. Den Außenrand desselben begrenzt 5 Cent. breite Chenillefranze, welcher am unteren Rande der Shawlenden, der Ärmel- und der hinteren Schoßteile 10 Cent. lange Quasten aus Chenille und Perlen eingeknüpft sind. Zum Schließen des Mantelsets dienen Haken und Ösen.

Fig. 2. Promenadenkleid. Der 210 Cent. weite Rock aus Tafel ist am unteren Rande mit einer 7 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisur garniert und oberhalb derselben vorn und auf den Seitenbahnen mit einem 100 Cent. hohen, 212 Cent. weiten, am oberen Rande in Falten geordneten Bolant von farriertem und gestreiftem Seidenstoff ausgestattet, dem sich für die hintere Rockbahn ein 50 Cent. hoher, 110 Cent. weiter Bolant aus Wollentoff anschließt. Das Überkleid aus lehterem Stoff ist vorn und hinten in schmale Falten geordnet, mit einem Laßteil und Ärmelrevers von farriertem Seidenstoff ausgestattet und zum Schließen mit Haken und Ösen versehen. Der vordere Luminateil greift von der Mitte nach der linken Seite über und wird daselbst mit Haken und Ösen besetzt. Am vorderen Rande des teils aus Wollentoff, teils aus Seide hergestellten Stehtragens hat man 70 Cent. lange, 15 Cent. breite Enden von Seide angebracht, welche vorn in eine Schleife geschlungen werden.

(Vergl. die nebenstehende Rückansicht.)



Korrespondenz.

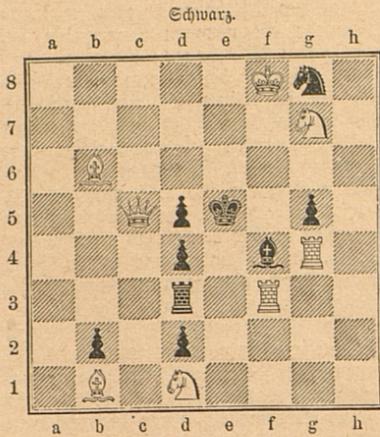
Kosmetik und Gesundheitspflege. *Frl. M. W. in G.* Ein unschädliches, erprobtes Mittel zur Erhaltung glatter Hände ist vor kurzem von Professor Valenta empfohlen worden. Nachdem die gewaschenen Hände gut abgetrocknet sind, werden dieselben innig mit Coldcream (Crème céolste) eingerieben, hierauf wird auf eine Hohlhand etwas Seifenspiritus (aus der Apotheke) aufgegossen, dann die Salbe durch gegenseitiges Reiben der Hände verreibt und schließlich mit einem trockenen Handtuche der fette Schaum einfach abgewischt. Professor Valenta läßt dies täglich einmal anwenden und sagt ausdrücklich, daß das Mittel als ein sehr zweckmäßiger Toiletteartikel anstandslos für die zartesten Damenhände in Anwendung gezogen werden könne. — *G. N.* Bei eingewachsenen Nägeln wird empfohlen, die leidende Stelle der Behe täglich zweimal mit einer gesättigten wässerigen Tanninlösung (aus der Apotheke) zu bepinseln. Nach 2-3 wöchentlich Behandlung soll der Nagel seine richtige Länge und Breite erlangt haben. — *K. Pr.* Wenden Sie sich gefälligst direkt an die genannte Anstalt. — *F. W.* Wir empfehlen Ihnen die kleine, in zweiter Auflage erschienene Schrift „Die Massage, ihre Technik, Anwendung und Wirkung“ von Dr. Carl Berner (Berlin, Verlag v. S. Steinitz, 1885), ferner die kleine Schrift „Die Zimmergymnastik“ von Dr. B. Fromm (Berlin 1887, Hirschwald), in welcher einige der Massage angehörige Prozeduren angeführt sind, welche sich gegen Trägheit der Unterleibsorgane erfolgreich erweisen haben. — **Kalkenhorst-Zerol.** Die sogenannte Mandelseife wird nicht, wie Sie glauben, aus Mandeln oder fettem Mandelöl bereitet, sondern verbannt ihren Namen dem Bittermandelöl, mit dem solche Seife parfümiert ist.

Haushalt und Küche. *E. G.* Zur Herstellung von Silberputzmitteln soll man entweder eine Masse aus 100 Teilen Essigsäure und 300 Teilen Stearinsäure zusammen geschmolzen mit 100 Teilen Schlammkreide vermischt und nach dem Erkalten gepulvert verwenden, oder 350 Teile Kernseife in 7000 Teilen Wasser lösen, dann 1000 Teile geschlammten Thon einrühren und die Masse schließlich trocknen.

Verschiedenes. *A. A. in Warschau.* Zum Kolorieren von Photographien eignen sich am besten dazu vorbereitete Anilinfarben, wie solche seit vielen Jahren von Dr. Jacobsens Fabrik, Berlin N., Chausseestraße 38, hergestellt werden. Den Farbenkästen liegen gedruckte Gebrauchsanweisungen bei.

Schach.

Aufgabe Nr. 197.
Von S. Thornton.



Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 195 Seite 139.

- Schwarz.
1. S h 6 — g 8.
Weiße.
1. K c 6 — d 5.
Schwarz.
2. D b 1 n e 4 †.
Weiße.
2. K d 5 n e 4.
Schwarz.
3. S g 8 — f 6 matt.
A.
Weiße.
1.
Schwarz.
1. d 7 — d 6 (d 5).
Weiße.
2. S g 8 — f 6.
Schwarz.
2. Bellebüg.
Weiße.
3. D b 1 — b 5 matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 72 Seite 139.
Die Richter erkannten: Es könne noch keine Entscheidung getroffen werden. Für den Prozeß sei Ver tagung geboten, bis die Verklagte in einem andern Prozesse ihres Amtes gewaltet und den Erfolg für oder gegen sich gehabt habe.

Silbernrässel.

Die beiden ersten Silben ruhen
Im zweiten Silbenpaare aus,
Von allen Sorgen, allen Mühen,
Von jeder Arbeit, jedem Strauß.
Das Ganze macht die beiden letzten,
So oft es von den Ersten giebt;
Man kanns in Städten nicht entbehren,
Und doch ist niemand, der es liebt.
Hast du einmal das Ganze nötig,
So suchest du es selber nicht,
Und andere müssen übernehmen
Für dich dann die verhasste Pflicht.

D. Bischoff.

Quadrat-Zahlenrässel.

6	13	13	7	4	10	5
13	6	5	11	7	6	9
13	9	10	3	4	10	11
7	9	2	8	11	11	2
4	7	13	6	11	2	6
10	6	11	12	4	10	10
5	9	11	2	6	10	1

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wahren Reihen: 1. einen berühmten deutschen Schauspieler und Dichter, 2. eine deutsche Oper, 3. einen deutschen Schriftsteller der Gegenwart, 4. einen Lohn für Dichter und Schauspieler, 5. einen italienischen Dichter, 6. einen berühmten deutschen Opernsänger, 7. einen beliebten deutschen Schauspieler. — Sind alle Wörter richtig gefunden, so wiederholen die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten die in der ersten und letzten Reihe enthaltenen Namen.

Frühlingszeit.

Gedicht von Heinrich Pfeil.

Edwin Schulz.

Lebhaft bewegt.

Erste und zweite Stimme.

1. Die Früh = lings = son = ne steigt her = auf, die lie = be mil = de Mai = en = son = ne; du
2. Und drau = fen wird es wie = der grün, und feu = = rig schwillt der Saft der Re = ben; ja
3. Die Bö = gel kom = men all' her = bei, gar weit = her aus den fer = nen Lan = den; sie

Klavier.

1. Men = schen = herz, nun schwing' dich auf, nun schwing' dich auf zu neu = er Won = = = ne!
2. ü = ber = all ein fri = sches Blüh'n, und ü = ber = all ein neu = es Le = = = ben.
3. sin = gen al = le frisch und frei, der Lenz ist da, ist auf = er = stan = = = den.

Laß ab von al = len
Schon säu = seln Früh = lings =
Sie flie = gen auf und

cresc. *dim.* *p*

riten. *f a Tempo.*

1. Sor = gen, es bricht her = ein der Früh = lings = mor = = gen.
2. win = de, (pp) sie flü = stern lei = se, flü = stern lin = = de. } Nun ju = ble em = por voll Se = lig = keit, o du wun = der = bar herr = li = che
3. nie = der, und sin = gen Auf = er = ste = hungs = lie = = der.

riten. *a Tempo.*

riten. ed espressivo.

1-3. Früh = lings = zeit; nun jub = le em = por voll Se = lig = keit, o du wun = der = bar herr = li = che Früh = lings = zeit!

a Tempo.

riten. ed espressivo.